

Die Kirche bleibt – Mit welchem Glauben, mit welcher Hoffnung, mit welcher Liebe?

Vortrag von Professor Dr. Hartmut Günther

auf der 8. Kirchensynode der
Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK)
am 9. November 1995 in Erfurt

Anmerkung: Der Text des Vortrags ist vom Verfasser auch veröffentlicht worden als Heft 19 der „Zahnenholzer Reihe“ im Verlag der Lutherischen Buchhandlung, Groß Oesingen 1995.

„Die Kirche bleibt“: So glauben wir auf Grund der Heiligen Schrift und bekennen dies mit dem Augsburger Bekenntnis aus dem Jahr 1530. Denn die Verheißung des Herrn, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht sollen überwältigen können, gilt der Christenheit, dem Volk der Christen (Mt. 16,18).

Das Bekenntnis der Evangelisch-lutherischen Kirche aber bekräftigt den Glauben an diese Zusage des Herrn besonders dadurch, daß es aus der Schrift darlegt, wie Gott der Heilige Geist durch das Evangelium Menschen zu Christus ruft und sie im Glauben an ihn auch erhält und vollendet (Kleiner Katechismus [KK] 3. Artikel).

Im Großen Katechismus (GK) erläutert der Reformator: Dieser Christenheit „bin ich auch ein Stück und Glied, aller Güter, so sie hat, teilhaftig und Mitgenosse, durch den heiligen Geist dahingebracht und eingeleibet dadurch, daß ich Gottes Wort gehört habe und noch höre ...“ (GK 3. Art., § 52).

„Die Kirche bleibt“ – das sagen wir allerdings nicht in demselben Sinn von unserer Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche. Denn sie ist nicht mit der Christenheit auf Erden identisch; ihr sind, wie allen Kirchen auf Erden, auch Heuchler und falsche Christen beigemischt. Doch umgekehrt gilt auch: Weil und solange in dieser Kirche das Evangelium und die Sakramente gehandelt und gebraucht werden und wir Gott wiederum in Gebet und Lobgesang anrufen, sind wahre Christen in unserer Mitte, ist auch unter uns die rechte Christenheit gegenwärtig.

Die Versammlung unserer Kirche in der Kirchensynode hat alle diejenigen Aufgaben, die ihr die Grundordnung zugewiesen hat. Zu ihnen gehört auch, was Luther in seiner Schrift „Von den Konziliis und Kirchen“ (1539) für ein Konzil – in unserem Fall: für eine Synode – fordert: Da soll die alte rechte Lehre bekräftigt und neue falsche Lehre abgewiesen werden. So sollen die Versammelten dazu beitragen, daß der Glaube der Christenheit unverfälscht erhalten und mit der rechten christlichen Liebe verbunden, in der gewissen Hoffnung auf Gottes Gnade gefaßt, an die nächste Generation weitergegeben wird.

Diese Aufgabe nimmt die Kirchensynode auch wirklich wahr: Ihre Mitglieder lassen sich auf die Heilige Schrift und die Bekenntnisse der Evangelisch-Lutherischen Kirche verpflichten. Dadurch bekräftigen sie die rechte alte Lehre und weisen bereits grundsätzlich neue falsche Lehre ab, weil sie diesem Grund der Kirche widerspricht.

Im Zusammenhang damit ist es sicherlich gut, ausdrücklich dem nachzusinnen, mit welchem Glauben, welcher Hoffnung und welcher Liebe die Kirche bleibt. Einer verbindlichen Besinnung darauf, was dies auch heute heißen mag, soll diese Stunde dienen.

Leiten lassen wir uns diesmal vom ersten Petrusbrief (1 P). Er ist ein Rundbrief an mehrere Gemeinden im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts und spricht zu Christen, die wegen ihres Glaubens bedrängt werden. Man kann in ihm einen Katechismus sehen, der jeden Christen in den Stand setzt, sein Christsein zu erläutern und dadurch auch missionarisch zu wirken. Wie eindrücklich dieses apostolische Rundschreiben auch zu uns spricht, wollen wir sehen.

I

Die Kirche bleibt – mit welchem Glauben?

„Ihr habt Jesus Christus nicht gesehen und habt ihn doch lieb; ihr seht ihn (auch jetzt) nicht und glaubt doch an ihn und werdet dadurch erfüllt mit unaussprechlicher und herrlicher Freude und bringt so das Ziel eures Glaubens davon, nämlich das Heil eurer Seelen“ (1 P 1,8f).

So spricht dieser Brief in seinem Eingangsteil vom Glauben der Christen. Es ist ein angefochtener Glaube: Denn wir haben den nicht gesehen und sehen ihn auch jetzt nicht, dem wir doch im Glauben anhängen. Weil wir ihn im Glauben auch liebhaben, tut es weh, ihn nicht sehen zu können. Man kann ihn niemandem zeigen und so andere für ihn gewinnen. Es gilt vielmehr: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, wie der Auferstandene zu Thomas sagte (J 20,29).

Gleichwohl bringt dieser Glaube unaussprechliche und herrliche Freude mit sich. In solchem Glauben an Jesus Christus stehen wir nämlich – und das meint das Wort im Urtext – vor Gott dem Herrn, bei ihm willkommen geheißen als die Seinen um dieses Glaubens willen, wie wir das im Gottesdienst jeweils ausdrücklich begehen. Genau so bringen wir schließlich auch das Ziel unseres Glaubens davon, bekräftigt der Apostel.

Mit drei sprachlich besonders fein gestalteten Abschnitten erinnert der Brief an Jesus Christus: Wie wir durch sein teures Blut erlöst sind (1,18-21); wie er für uns gestorben ist, unsere Sünde fortzutragen, so daß wir in einem neuen Leben wandeln können (2,21-25); wie er ein für allemal gestorben ist, um uns zu Gott zu bringen (3,18-21). Unverwechselbar ist Jesus Christus geschildert, gemalt mit Worten aus den Evangelien, so vor Augen und in die Herzen hineingebildet, daß man ihn liebhaben kann und will. Unvergeßlich: Jesus Christus ist unser Heil und unser Leben, er allein ist unser Erlöser.

Dies im Glauben festzuhalten tut not. Denn die Religionen um die junge Christenheit herum werben um Gefolgschaft dadurch, daß sie Wege zeigen, auf denen sich der Mensch selbst erlösen kann und soll. Man muß genauso leben wie die Väter, dem Gesetz und der Weisheit der Welt entsprechend, dann bereitet man sich das Glück. Erkenntnis verborgener Dinge und geheimnisvoller Vorgänge muß man gewinnen, dann erlebt man, wie beseligend dies ist. So und ähnlich heißt es damals. Nicht nach väterlicher Weise, nicht durch Weisheit oder Einsicht, sagt der 1. Petrusbrief, son

dern durch das Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes seid ihr erlöst. Daran haltet euch, ihr Christen!

Schauen wir uns heute um, dann lassen sich leicht besonders die folgenden Beobachtungen machen.

a) Gefragt, worin denn das Profil der evangelischen Kirche heute zu erkennen sei, reden führende Vertreter dieser Kirche immer wieder von „radikaler Humanität“ und großer „Liberalität“. Beide Stichworte lassen sich auf dem Grund der rechten alten Lehre auffassen. „Humanität“ spricht dann von der Menschenliebe unseres Gottes, in der er seinen Sohn für das Leben der Welt gesandt hat. Daß in seiner Sendung die Quelle der „Humanität“ liege, könnte also gesagt sein. „Liberalität“ ließe sich wohl im Sinn der Freiheit auffassen, von der unser Brief und vor allem Paulus öfter spricht. Dann wäre darauf gedeutet, daß christliche Freiheit in der Bindung an Jesus Christus gehalten ist und nicht zur Beliebigkeit verkommen kann.

Nur – eben dieser Wurzelgrund für Humanität und Liberalität sollte auch wirklich genannt werden! Wird davon nicht gesprochen, besteht die Gefahr, daß man beide Angaben ganz anders auffaßt. Denn „Humanität“ führen auch die politischen Parteien in unserem Land im Programm und selbstredend wollen sie auch den höchst möglichen Grad von Liberalität erreichen. „Humanität“ bezeichnet so das Streben nach humanen Arbeits- und Lebensbedingungen; „Liberalität“ will die Entfaltung der Freiheit des Einzelnen fördern, seine Meinung auch öffentlich zu äußern und nach Kräften durchzusetzen. Wird aber von der rechten alten Lehre nicht gesprochen, dann gerät in Vergessenheit, daß wir Menschen auch gute Gaben und gute Ziele mißbrauchen und verderben können, daß wir daher auf die Menschenliebe Gottes angewiesen bleiben und auf das Geschenk der Freiheit, die er gewährt. Verzichtet man auf die rechte alte Lehre, dann wird der Glaube der Christenheit bald ununterscheidbar von den Parolen dieser Welt.

b) Wie bereits früher schon sind auch jetzt wieder Bücher über Jesus von Nazareth erschienen und werden mit dem Hinweis angeboten, endlich werde die ganze Wahrheit über Jesus bekannt. Da gibt es seriöse Veröffentlichungen, aber auch solche, die keinen Respekt verdienen. Geschichtsforscher, aber auch Journalisten scheuen sich nicht, ihre Meinungen zur Gestalt Jesu zu veröffentlichen und sich dabei – oft mit Nachdruck – von dem Bild zu distanzieren, das sie im Glauben der Kirche zu erkennen meinen. Die nähere Kenntnis der im Qumran gefundenen Texte scheint dazu zu drängen wie etwa auch der Versuch, das eine oder das andere Evangelium anders zu lesen, als bisher geschehen. Diese Bücher, deren Reihe auf der einen Seite das neue Buch des Heidelberger Neutestamentlers Klaus Berger („Wer war Jesus wirklich?“, Stuttgart 1995) eröffnet und die an der anderen Seite von Veröffentlichungen wie der des Engländers A. N. Wilson („Der geteilte Jesus. Gotteskind oder Menschensohn“, Gütersloh 1992) geschlossen wird, versuchen Jesus zu zeigen, wie er wirklich war.

Neben die Geschichtswissenschaft, die mit dieser Aufgabe schon lange beschäftigt ist, sind inzwischen weitere Wissenschaften und deren Frageweisen hinzugekommen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der psychologischen bzw. psychoanalytischen Betrachtung der Gestalt Jesu zuteil. Aber auch die soziologisch erfaßbaren Verhältnisse der Zeit Jesu und der ethnisch-religiöse Hintergrund dieser Zeit verlangen Beachtung. Nun müssen alle diese Veröffentlichungen an den Quellen bewährt

und wissenschaftlich erörtert werden. Dem können wir hier nicht nachgehen. Indessen sollen zwei Beobachtungen genannt werden, die sich immer neu bestätigen:

Einmal pflegt jedem Bild einer geschichtlichen Gestalt alsbald ein anderes, wiederum neueres zu folgen und das erste zu verdrängen. Sodann aber sagt ein solches Bild zuerst etwas über den, der es zeichnete, manchmal nur wenig oder fast nichts über den, den es darstellen will.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist aber die folgende Erwägung: Die Bilder, welche die Wissenschaften von Jesus von Nazareth zeichnen, sind so richtig, wie die jeweilige Beobachtung der Quellen und der Stand der Wissenschaft dies zulassen. Es mag dann sein, daß sie dem Glauben an Jesus Christus Not machen. Aber dieser kann sich von ihnen nicht abhängig machen. Er lebt vielmehr von der Botschaft, die die Evangelien des Neuen Testaments von Jesus Christus bringen. Auf dem Grunde dieses Wortes haben wir ihn lieb und glauben an ihn, anders nicht. Zwar sehen wir ihn nicht – und wollen jene Veröffentlichungen nicht am Ende gerade dies: ihn sichtbar machen wie einen von uns? –, aber wir hören das Wort, das ihn verherrlicht, vom heiligen Geist gegeben und uns ins Herz gesenkt. Das Zeugnis der Evangelien davon, daß er der Eine ist, den der Vater im Himmel gesandt hat für das Leben der Welt, macht ihren Bericht und das Geschehen, von dem sie erzählen, nicht unwirklich oder ungeschichtlich (so als könne man danach gar nicht geschichtlich fragen). Dieses Zeugnis macht vielmehr klar, was Gott damals hat geschehen lassen, daß er in dem eingeborenen Sohn selbst war und das Heil für alle, die glauben, gewirkt hat. Das aber kann man nicht sehen, das sollen wir hören bis zum Jüngsten Tage. Aus dem Samen des lebendigen Gotteswortes werden Menschen von neuem geboren, heißt es hier (1 P 1,23). Und sie sind es, die, aus dem Wort von Christus geboren, ihn nun lieben und an ihn glauben. Mit diesem wortgeborenen Glauben bleibt die Kirche. Und so kommen alle Veröffentlichungen über Jesus von Nazareth in das Licht, das die vier Evangelien mit sich bringen. Sie sind der Richter darüber, ob etwas und was etwa dem Glauben sich fügt, mit dem die Kirche bleibt.

c) Noch eine Gefahr für den Glauben, mit dem die Kirche bleibt, soll genannt werden. Das Stichwort für diese Gefahr ist Selbsterlösung.

Angeboten und gefordert wird der Dialog unter den Religionen, die bei uns vertreten werden. Er soll in gegenseitiger Achtung geführt werden. Darin ist schon der gedankliche Zwang mitgesetzt, die Religionen als gleichwertig, vielleicht sogar als gleichartig anzusehen. Beeindruckt uns Christen nicht die Hingabe an Gott, die man an Muslimen beobachten kann? Fasziniert nicht die fernöstliche Meditationspraxis in Yoga und Körpertraining, das davon ausgeht? Wer nimmt noch wahr, daß Menschen auf solchen Wegen versuchen, sich selbst zu erlösen?

In großer Zahl wird esoterische Literatur angeboten und gekauft. Hier werden die Religionen gemischt: Jesus erscheint als Meister, der indische Weisheit mit ursprünglich persischem Dualismus verbindet und zugleich mit dem Wissen arabischer Seelenkunde begabt ist; auch die Hintergründe kosmischer Bewegungen kennt er und weiß sie mit dem Geschehen in der Seele des Menschen zu verbinden. Wer seiner Weisheit folgt, wird das Leben finden; er zeigt den Weg dahin wie kein anderer. Im „Wassermann – Evangelium“ spricht er gerade zu unserer Zeit. Wer erkennt in solcher Gnosis noch den Weg der Selbsterlösung?

Aus solchem Hintergrund kommen nun Verfahren und Versuche auch in die Arbeit der Kirchen in unserem Land hinein. Man sieht ja, wie die Menschen und vor allem die Jugend sich nicht in der Kirche halten lassen – sollte man dann nicht von anderen lernen und auch fremde Wege erproben?

Beispielhaft sei das Bibliodrama genannt. Biblische Abschnitte liefern dabei den Stoff, an dem kreative Fähigkeiten entwickelt und ausgebildet werden. Aber wird dabei nicht der biblische Wortlaut verflacht? Wird er nicht verzerrt und endlich unkenntlich gemacht? Wenn Johannis 8,2-11 zum Modell für mehr Gelassenheit in Beruf und Leben wird, auch wenn Gesetze und Normen dagegen stehen – was bleibt dann von der Botschaft jener Verse? Sie berichten von dem Einen, der Richter der Lebenden und Toten ist und Sünde vergibt und in ein Leben ohne Sünde entläßt! Das biblische Wort wird in diese Welt und Zeit hinein eingeebnet; daß es aus Gottes Ewigkeit kommt und in sie leitet, kann man nicht mehr erkennen.

Gegenüber diesen Gedankenbewegungen, ja in der Luft, die wir geistig atmen, tun uns die Evangelien des Neuen Testaments den Dienst, die Christenheit bei dem Glauben an Jesus Christus zu erhalten. Sie und diese allein bringen das Wort vom Kreuz in Klarheit und Reinheit, aus dem wir von neuem geboren wurden, als wir zum Glauben kamen (1 P 1,23). An diesem Wort wird alles als Verführung offenbar, was uns Menschen letztlich auf uns selbst zurückweist statt uns dem zu verbinden, der uns durch seinen Tod und seine Auferstehung erlöst hat.

Im Sinn unserer bisherigen Erwägungen halten wir daher fest: Die Kirche bleibt – mit dem Glauben, zu welchem wir durch das lebensschaffende Wort Gottes neu geboren sind. Das ist das Wort, das unter uns verkündigt ist (1,25), sie bleibt mit dem Glauben, in welchem ER bei uns ist.

II.

Die Kirche bleibt – mit welcher Hoffnung?

Glaube und Hoffnung sind im 1. Petrusbrief unmittelbar benachbart. Glaube meint die Wahrheitsgewißheit, die Christen gemeinsam und miteinander haben. Hoffnung nennt die Gestalt dieser Gewißheit, die denen begegnet, die nicht zur Christenheit gehören. Christen werden nämlich nachdrücklich dazu aufgefordert, über die Hoffnung jedermann Rechenschaft zu geben, der danach fragt (3,15). Das läßt sich verstehen: Hoffen doch alle Menschen in ihrem Leben auf Glück, Erfolg im Beruf, ein gutes Leben für ihre Kinder, eine günstige Möglichkeit, das Leben aller neu, besser und anders zu gestalten. Nur – solches Hoffen ist immer mit einem Fragezeichen versehen: Ob die Hoffnung auch nicht trügt? Oder man muß in Kauf nehmen, daß, wenn das Erhoffte sich einstellt, auch Nebenwirkungen eintreten, die man nicht beabsichtigt hat, die man eher fürchtet. Kurz, unser menschliches Hoffen bleibt vage und ungewiß. Hier aber gilt: Rechenschaft über eine gewisse Hoffnung!

Diese Hoffnung, so hören wir, richtet sich wie der Glaube auf Gott (1,21). Und sie hat ihr Wesen in klarer Nüchternheit, also nicht im Überschwang des Gefühls oder der Stimmung. Sie hält sich vielmehr ganz und gar an die Gnade Gottes, die uns dargeboten ist in der Offenbarung Jesu Christi (1,13). Es ist die lebendige Hoffnung, so heißt es zum Eingang des Briefes, zu der wir wiedergeboren sind durch die Aufer

stehung Jesus Christi von den Toten (1,3). Diese Hoffnung ist darum gleich weit von Menschenfurcht und Menschenvergötzung fern. Sie schwimmt nicht auf den Wellen allgemeiner Erwartungen und Befürchtungen, hin und her gerissen zu Begeisterungsgrund und Katastrophenstimmung. Sie ist festgemacht, an dem Erbe, das uns bei Gott bereitet ist und uns nicht genommen werden kann (1,4). Hoffnung bezeichnet den Stand der Freien, die als Kinder Gottes Erben sind, und zwar jetzt schon.

Es mag sein, daß uns niemand nach unserer Hoffnung fragt. Den Menschen geht es gut, und daher kümmert die meisten nicht, was nach dem Tode sein wird. Man kann ja abwarten, bis das zur Frage wird, die einen angeht, denken viele.

Die Lage ist aber ganz anders, wenn wir Christen selbst auf den Tod krank liegen. Dann müssen sich Glaube und Hoffnung bewähren. Da gilt es, wie es 1 P 3,15 heißt, den Herrn, nämlich Christus, in den Herzen zu heiligen. Christus heiligen: Das meint gewiß, ihn allein Herr sein zu lassen im eigenen Leben. Da nimmt er uns, wie es die Kunst des Sterbens zur Zeit der Reformation sagte, auf seinen Todesweg mit. Angefochten von all dem, was im Leben nicht recht und nicht gut war; angefochten auch davon, daß und wie einer seine Familie zurücklassen muß und auch sein Hab und Gut; angefochten auch von Schreckbildern des Todes und der Hölle: Da gilt es, Christus zu heiligen. Da geben wir Rechenschaft von der Hoffnung, die in uns ist, wenn Christus sich als stärker erweist als diese Anfechtungen alle, wenn sein Wort uns hält und trägt wie ein Gefährt und wir das Ziel unseres Glaubens davonbringen.

Nüchtern die Hoffnung ungeteilt auf die Gnade Gottes in Christus zu setzen: Das üben wir im Gebet darum, daß Gott uns behüte an unserem Ende und uns heimführe aus diesem Elende. In dem Gebet, mit dem wir um Kraft zum Leiden und zum Sterben bitten, rüsten wir uns darauf, dann Rechenschaft von der Hoffnung zu geben, wenn dies ganz gewiß von uns allen gefordert werden wird.

Daß uns die christliche Hoffnung auch angesichts des eigenen Sterbens leben läßt, das wird ein Zeugnis missionarischer Art für andere Menschen. Denn dies ist nicht die Regel, und doch wünscht sich jeder, in solcher Hoffnung selbst leben zu können. Darum wird er auch aufmerksam, wo er so etwas erfährt oder erlebt.

Jeden Tag aber führt diese Hoffnung zum Lob Gottes. Mit Gotteslob wegen der unverwelklichen Hoffnung beginnt unser Tun und unser Nachsinnen, und darum nicht bei uns und unseren Nöten und Sorgen. Das kann man sich angewöhnen und mit dem Morgenlob den kommenden Tag heiligen und in Gottes Hände geben.

Die Kirche bleibt – mit der Hoffnung, zu welcher sie durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten wiedergeboren ist. und in ihr ist Christus bei uns.

III.

Die Kirche bleibt – mit welcher Liebe?

Christliche Liebe ist Frucht des Glaubens und der Hoffnung auf die Gnade Gottes in Christus. So finden wir es im ganzen Neuen Testament bezeugt. Um Liebe geht es im Verhältnis der Christen zu den Nichtchristen und im Verhältnis der Christen untereinander.

a) Die Liebe der Christen zu denen hin, die um sie herum leben, ohne selbst Christen zu sein, wird im 1. Petrusbrief zuerst erörtert. Grundlegend werden die Empfänger des Briefes darauf hingewiesen, daß sie Fremde sind unter den übrigen Menschen und vereinzelt zugleich dabei leben müssen. Da kommt es auf die Weise an, wie Christen alltäglich ihr Leben führen. Den Unterschied zu den übrigen Menschen macht die Gottesfurcht. Diese soll und kann dazu führen, daß die Leute, die um die Christen herum leben, Gott loben, wenn sie die guten Taten sehen, in welchen die Christen leben (1 P 2,11 f).

Gottesfurcht als Ausdruck der Liebe gegenüber den Menschen insgesamt: Dadurch weist der Apostel darauf hin, daß Gottes Gebote, also die Zehn Worte aus dem Alten Testament, gelten müssen. Mit ihrer Hilfe fügen sich nämlich Christen in alle menschliche Ordnung ein: Es sei die Ehe, die Familie, die Gemeinschaft von Dorf und Stadt oder auch die Gemeinsamkeit, die der Staat gewährt. Oder anders gesagt: So leben Christen nicht sich selbst; folgen nicht dem menschlich allzu menschlichen Drang, sich selbst immer und überall an der ersten Stelle sehen zu wollen; so leben sie nicht nach Lust und Meinung des Fleisches, wie die Bibel das nennt. In diesen Ordnungen also soll der Glaube bewährt werden, aus welchem diese guten Taten erwachsen, die auch andere als gutes Verhalten anerkennen müssen.

Für die inhaltliche Ausstattung solcher Ordnungen werden keine Kriterien angeführt; nur im Blick auf die Regierungsgewalt heißt es, daß Strafe der Übeltäter und Lob der guten Bürger ihre Aufgabe sei (1 P 2,13 f). Und tatsächlich sind Ehe- und Familienrecht auch damals unterschiedlich gestaltet gewesen. Verbindlich sind diese Ordnungen, die geworden und gewachsen sind, ja auch nicht aus sich heraus, sondern weil Gottes Gebot die Christen in diese Ordnungen einweist. Die erweisen sich geradezu als Diener Gottes, wenn sie in ihnen ihr Leben führen (2,15 f).

So kommt es, daß Christen sich in diese Ordnungen fügen als Freie. Sie gleichen also nicht Sklaven, die zittern müssen, ob wohl die Leistung guten Verhaltens auch anerkannt wird; die fürchten müssen, trotz guten Tuns aus Willkür heraus leiden zu müssen. Christen sind Freie, Kinder Gottes und können, was immer sie tun sollen, mit Freudigkeit und in der Gewißheit tun, daß Gott es gut mit ihnen meint und das Beste für sie will. In welchem Licht stehen dann Gottes Weisungen und Gebote!

Gewiß, man kann Freiheit mißbrauchen, sie kann zum „Deckel der Bosheit“ verraten werden. Das geschieht allemal, wenn Menschen sie dazu mißbrauchen, doch nicht Gott, sondern ihrem Meinen und Dünken zu folgen, sich in Szene zu setzen, andere aber zu bedrängen und zu bedrücken. Wir kennen heute solchen Mißbrauch der Freiheit im öffentlichen Leben zur Genüge. Nein, Gottes Diener gerade auch durch die Freiheit zu sein, die uns gegeben ist, das ist unsere, der Christen Sache. Gottes Diener heißt auf jeden Fall; Meine Freiheit hat ihre Grenze an den Geboten Gottes, und dies um der anderen willen, mit denen ich zusammen lebe in Dorf, Stadt und Land. Kein Zweifel, daran kann man Christen gewiß erkennen, dann nämlich, wenn solcher Gebrauch der Freiheit aus dem Glauben kommt, bei Gott in Gnaden zu stehen.

Diese Anleitung zur Liebe im Verhältnis zu denen, die nicht Christen sind, ist Mißverständnissen und Widerspruch ausgesetzt gewesen und ist es bisweilen noch heute.

Obrigkeitshörig werden die Christen erzogen, hieß es. doch dieses Mißverständnis erledigt sich selbst, wenn man darauf achtet, daß die Christen gerade in den Ordnungen der Welt Gottes Diener sein sollen und können, wie es mit Nachdruck gesagt ist (2,15 f). Doch was geworden und gewachsen ist – griechisch: ktisis (2,13) –, was also dem Leben des je Einzelnen vorhergeht und ihn auch überlebt, was also sein Leben erst ermöglicht, das soll geachtet werden als Gottes Gabe an alle Menschen. Die apostolische Weisung streicht die Geschichte nicht durch; es geschieht ja nichts ohne Gottes Willen, wie wir bekennen, wenn wir Gott als den Allmächtigen anbeten (im Glaubensbekenntnis).

Sicherlich, für Revolutionen steht die Christenheit nicht. Das hat aber nicht mit Vergötzung des jeweils Bestehenden zu tun. Das hängt vielmehr an der Erkenntnis der Sünde in der Welt und an der gewissen Hoffnung, in der Christen das Erbe des wahren Lebens nicht von Menschen, sondern allein von Gott in seiner Gnade erwarten. Von dieser Hoffnung darf die Öffentlichkeit etwas merken, diesen Grund darf sie wissen. Dann kann verstanden werden, daß und warum Christen so nüchtern und realistisch sind und denken.

b) „Habt die Brüder lieb“, hieß es schon, als es noch um die Liebe zu den Menschen ging, die nicht Christen sind (2,17). Mit großem Nachdruck aber mahnt der Apostel ausführlich zur Liebe untereinander gesondert (4,7-18). Jetzt steht dabei besonders die Bedrängnis vor Augen, in welcher die Christen damals waren: Nicht nur Nachbarn und Kollegen fragen nach Art und Grund ihres Christseins, sondern auch staatliche Behörden und Gerichte (4,14-16). Es bringt Schimpf und Schande ein, wenn man sich zu Christus bekennt.

Mit welcher Liebe kann die Kirche bleiben? So fragt es sich. Die Antworten, die wir hier finden, enttäuschen vielleicht auf den ersten Blick. Zu besonderen Aktionen wird nicht aufgerufen, von Protesten und Demonstrationen ist keine Rede. Der Apostel erinnert zuerst an das nahe Ende aller Dinge. Angesichts dessen gilt es Nüchternheit und Gebet. Böse Nachrichten wecken also keine Katastrophenstimmung und entsprechendes ratloses Verhalten, sondern sie treiben ins Gebet. Und die Liebe zum Mitchristen, der von Bösem unmittelbar getroffen ist, läßt Christen zu Fürbittern werden. Das folgt auch sachlich daraus, daß wir im Glauben unsere Hoffnung ganz auf Gott setzen: Hat er alles in seinen Händen, ist er der Herr schlechthin – wohin sollten wir uns wenden, wenn nicht zu ihm? Alles das, was Not und Sorge macht, Gott im Gebet befehlen, das ist die Art christlicher Bruderliebe. Wer unter uns hat wohl nicht erfahren, daß er durch das Gebet der Mitchristen getragen wurde? Dem Gebet ist Erhörung zugesagt; und Gott läßt an seiner Kraft teilhaben, Not zu wenden oder Not zu tragen, ohne die Hoffnung zu verlieren.

Danach erinnert der Apostel an die Gaben, die wir von Gott empfangen haben: Aufgaben sind dadurch gestellt, Aufgaben, den Mitchristen durch Wort und Tat zu helfen, ihnen beizustehen. Gaben bewahren übrigens vor leerem Aktionismus, stellen den jeweils Geeigneten an den Platz, den er versehen kann.

Daß in der Gemeinde einer den anderen trägt, auch erträgt; daß Alte und Junge aneinander gewiesen werden und nicht einander aus dem Wege gehen; daß sich alle gemeinsam und jeder auch für sich unter Gottes starke Hand beugen, wo und wann sie auf ihnen lastet und dies in der Gewißheit, daß er auch erhöht zu seiner Zeit:

Dies alles verbindet Christen in Bruderliebe miteinander und läßt darin den Glauben wirksam werden, in dem sie stehen. Ihn nicht zu verschweigen und dem Mitchristen zugleich die Hoffnung zu bezeugen, die in uns ist, das ist christliche Liebe.

Wir denken bei diesem Stichwort besonders an die Diakonie und die Werke, durch die sie unter uns bekannt und geachtet ist. Die diakonischen Einrichtungen haben seit ihrer Begründung im vorigen Jahrhundert wichtige Veränderungen erlebt. Gegenwärtig kann man sie nicht denken ohne ihren Verbund mit den Sozialeinrichtungen der Öffentlichkeit. Die allgemeine Krankenversicherung und die Zuschüsse der Öffentlichen Hand machen Behandlung und Pflege im Geist der Diakonie erst möglich. Aber die moderne Medizin zieht der Pflege im Geist christlicher Liebe zugleich immer engere Grenzen: Ärzte und Pfleger haben kaum Zeit, mit Patienten zu sprechen und so deutlich werden zu lassen, daß Glaube und Hoffnung ihre Kraftquelle sind und sie eben dies auch vermitteln wollen. Oft müssen Symbole, so ein Kreuz etwa, oder Bibelworte, im Bild gefaßt, die Stelle unmittelbarer Ansprache vertreten. Das wollen wir nicht gering achten. Aber wie lange noch wird man solche Zeichen verstehen können und sie mit dem Glauben und der Hoffnung der Christenheit in Verbindung sehen?

Kurz, hier sind neue Wege nötig. Und sie werden wohl auch schon gegangen: Christen sollten Kranke besuchen, nur um ihnen zuzuhören und ihnen dadurch und dann auch durch Zuspruch und Weisung beizustehen. Wir können diesen Dienst christlichen Pflegepersonen nicht mehr allein überlassen, wir müssen selbst tun, was helfen kann. In derartigem Dienst wird jede Gemeinde genug zu tun finden. Das wird in dem Maß wichtiger, als etwa christlich geführte Häuser geschlossen werden müssen, weil sie die als nötig angesehenen Standards nicht einhalten können. Daß wir als Einzelne, nicht gestützt durch Haus oder Einrichtung, Glaube und Hoffnung aus Liebe zum Tragen bringen helfen, darauf sollten wir uns rüsten, dies als Aufgabe nicht übersehen.

Aus christlicher Liebe sollen wir, Luther zufolge, vor allem Glaube und Hoffnung der nachwachsenden Generation weitergeben. Dazu bedarf es vor allem des Gebetes, mit dem wir die Jugend Gott anbefehlen: Alle sind sie seine Geschöpfe, in der Taufe mit seinem Geist begabt.

Mit Dank gegen Gott sagen wir: Oft ist die Musik, also Gesang und Instrumentenspiel, Gehilfin des Glaubens. Junge Menschen bleiben in vielen Fällen dadurch bei der Kirche und lassen sich so in Glauben und Hoffnung einweisen. Gerade die evangelisch-lutherische Kirche ist eine musizierende Kirche. Dichter und Komponisten fordern die Jugend und fördern sie so auch.

Von den Anfängen unserer staatsfreien Kirchen her wissen wir durch Erfahrung: Nötig ist für unsere Kirche in Gesamtkatechumenat: Eltern und Paten müssen ihre Kinder in den Glauben einführen und darin unterweisen. Dazu müssen sie ihrerseits vorbereitet und befähigt werden. Dem können beispielsweise Gemeindegemeinschaften dienen. Vom Konfirmandenalter an werden die Heranwachsenden innerhalb der Gemeinden durch den Pastor und seine Helfer stetig in der Erkenntnis des Glaubens und in der Lesung der Bibel gefördert: Weiter kommt es darauf an, daß auch die gesamte Gemeinde in die Lage versetzt wird, daß jeder einzeln und alle zusammen ihren Glauben bewahren können, wo immer dies gefordert ist. Da geht es um die Begegnung mit Angehörigen fremder Religionen; um Auseinandersetzung mit

grundlegenden Fragen, die die Öffentlichkeit uns Christen aufnötigt; endlich auch um die Gestaltung des Schulwesens in unserem Land. Gerade die Liebe drängt uns dazu, den Glauben der Christenheit erkennbar für andere zu vertreten.

Im Zusammenhang mit einem solchen Gesamtkatechumenat stellen sich Fragen:

1. Ist es möglich, die Jugendräume in unseren Gemeindezentren so einzurichten, daß sie zu Sammlung und Einkehr einladen.

2. Will es nicht gelingen, die Jugendlichen zu stetiger Lesung der Heiligen Schrift zu gewinnen? Dies fordert sicherlich Anstrengung und den Willen zu lernen – aber ist dieser Wille nicht gerade in den Jahren ausgeprägt, in denen man sich aus der Familie löst und auf ein eigenes Leben zusteuert? Müßten wir die Jugendlichen nur beherzt auch fordern, um sie zu gewinnen?

Die Schwierigkeiten sind bekannt: Die Sprache der Bibel; auch die Sicht der Welt, die sie bietet; daß sie so gesättigt ist mit Geschichte. Doch ist die Sprache der Bibel nicht wie ein Haus, in dem einer wohnen kann? Wir können in dieser Sprache singen! Wir beten in dieser Sprache, wie Gesangbuch und Katechismus das bezeugen. Also hat die Anstrengung, in dieser Sprache mitzusingen, mitzubeten, ihren Gewinn! Und langweilig oder trocken ist die Schrift wirklich nicht. Wie anschaulich und einfach redet sie vom Menschen, und das ohne ihn zu verachten!

3. Gott gibt den Seinen so viele Gaben durch seinen Geist und macht uns zu Zeugen des Evangeliums: Ob wir wohl diese Gaben schon hinreichend entdeckt haben? Oder ersticken wir sie etwa in Zweifeln, ehe sie als Aufgaben erkannt sind?

4. Ob wir Älteren den Nachgeborenen deutlich haben vorleben können, daß Christus und sein Wort unseres Herzens Freude und Trost ist? Daß er uns höher steht, mehr Gewicht hat, als die Meinung der Menschen, auch die der Jugendlichen? Sie werden nicht immer mit uns einer Meinung sein – aber sie sollen erfahren, daß für uns Christus mehr wiegt als ihr Meinen und Wollen. Dadurch üben wir die Liebe, die wir ihnen schuldig sind. Sie könnten uns sonst eines Tages vorwerfen, daß wir ihnen die Kraft des Wortes Christi verstellt haben, so daß sie diese nicht haben wahrnehmen können.

Es geht hier nicht um Strukturen und Organisation, nicht um Strategien oder Programme. Liebe regt an, verteilt aber keine Rezepte. Jeder von uns soll zusehen, wie er hier helfen und bessern kann. Gerufen sind wir alle – aus christlicher Liebe zur Jugend. Und wenn Gott unserem Wollen das Gelingen versagt? Das sollte uns ins Gebet treiben. Aber wir wollen nicht nach Weisen und Wegen greifen, die vielleicht der Jugend gerade gefallen – wie lange? –, die aber nicht vom Evangelium geprägt sind.

Auch der Öffentlichkeit sind wir Christen das Zeugnis unseres Glaubens und unserer Hoffnung aus Liebe zu den Menschen schuldig. Was haben wir hier alles verloren-gelassen lassen! Das tägliche Glockengeläut am Morgen, am Mittag und am Abend ist abgekommen. Ob aus Liebe zu den Menschen? Oder eher darum, weil wir selbst nicht mehr wußten, daß dies Rufe zum Gebet sind? Man sage nicht, im modernen Arbeitsleben gebe es die Möglichkeit zum Gebet nicht: Die Stadtwerke in Frankfurt

(Main) haben die Dienstzeit für die muslimischen Arbeitnehmer so eingerichtet, daß sie ihr Gebet verrichten können.

Oder wozu haben wir die Feiertage der Christenheit verkommen lassen! Verlängerte Wochenenden mit Ausflügen auch in größere Fernen – aber nicht der Tag, an dem sich die Gemeinde versammelt, um miteinander Gottes Wort zu hören und ihn in Gebet und Lobgesang anzurufen.

Die Reihe ließe sich fortsetzen. Wir erinnern jetzt daran, damit wir künftig besser auf der Hut sind und uns nicht einfach nehmen lassen, was wir noch haben, um dadurch alle im Land an den Glauben und an die Hoffnung der Christenheit erinnern zu können. In diesem Zusammenhang kann man das Kruzifixurteil des Bundesverfassungsgerichtes wohl bedauern: Wenn das Kreuz das Zeichen ist, dem widersprochen werden kann – wie soll es solcher Aufgabe dienen, wenn es gar nicht mehr vorhanden ist?

Gewiß gehört zu allen Zeichen des Glaubens in der Öffentlichkeit die Erläuterung im Wort. Dafür müssen wir immer wieder sorgen. Es ist daher gut und wichtig, daß solche Erläuterungen auch durch die Lutherische Stunde in die Öffentlichkeit hineingetragen werden. Wir sollten uns fragen: Können wir mehr tun?

Wir haben gefragt, mit welchem Glauben, mit welcher Hoffnung und mit welcher Liebe die Kirche bleibt.

Wir haben gefragt, mit welchem Glauben, mit welcher Hoffnung und mit welcher Liebe die Kirche bleibt.

Wir antworten nun: Die Kirche bleibt mit dem aus dem Wort Gottes geborenen Glauben an Christus, mit der Hoffnung auf die Gnade Gottes in der Offenbarung Jesu Christi und mit der Liebe, in der Christus uns geliebt und sich für uns in den Tod gegeben hat.

Man kann auch bekennen: Die Kirche bleibt – mit dem Glauben, mit der Hoffnung und mit der Liebe, in welchen Christus selbst bei uns ist. Sie bleibt mit IHM.